

Spurensuche I – Die Kriegsgefangenen von Fünfeichen

Textbausteine

Einstieg in eine Spurensuche

Ein junger Mensch aus Neubrandenburg erinnert sich an die Ankunft der ersten Kriegsgefangenen in Neubrandenburg:

„Ich war gerade 14 Jahre alt und hatte die Lehre begonnen, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Die erste Berührung mit Kriegsgefangenen hatte ich 1939 im September. Damals durchzogen Kolonnen polnischer Kriegsgefangener die Straßen unserer Stadt vom Bahnhof nach Fünfeichen. Für uns als Jugendliche waren diese Ereignisse anfangs noch mit abenteuerlichem Reiz verbunden. Wir sammelten weggeworfene Militärausrüstungen, wie Stahlhelme, Abzeichen usw.“

Quelle: Regionalmuseum Neubrandenburg, Signatur: Q-220

Ankunft

Der französische Kriegsgefangene Bernard Barrault berichtet über seine Ankunft in Neubrandenburg:

„Wir wurden in Viehwaggons über Utrecht, Hamburg und Rostock nach Neubrandenburg transportiert. Als wir ankamen war Nacht und es lag hoher Schnee. Wir waren erschöpft und teilnahmslos.“

Quelle: Regionalmuseum Neubrandenburg, Signatur: Q-711

Der katholische Pfarrer der Stadt Neubrandenburg, Karl Fischer (1900–1972), sah die Ankunft der ersten sowjetischen Kriegsgefangenen im Jahr 1941:

„Als die Waggons in Neubrandenburg geöffnet wurden, stiegen die Menschen nicht aus, sie fielen heraus und blieben zum großen Teil auf dem Bahnsteig liegen. Mit Fußtritten und Kolbenstößen wurde dann in stundenlanger Arbeit so etwas wie Ordnung in die Menge der Halbtoten gebracht. Je vier mussten eine Leiche oder einen Sterbenden tragen. Als sich der Zug in Bewegung setzte, war von Marschieren keine Rede. Die Menschen schlichen neben- und hintereinander her. Ab und zu fiel einer um. Dann erhielten die Nächststehenden so lange Kolbenstöße, bis sie den Ermatteten wieder auf die Beine brachten.“

Quelle: Karl Fischer: Über Abgründe hinweg. Ein Pastor berichtet, Berlin (Ost) 1963, S. 72f.

Der französische Gefangene Emile Leger war ebenfalls Augenzeuge der Ankunft sowjetischer Gefangener:

„1941 war ich dabei, als russische Kriegsgefangene im Stalag Neubrandenburg ankamen. Das war grauenhaft. Sie waren nur noch Haut und Knochen. Viele hatten auf dem Rücken Bajonettwunden.“

Quelle: Dieter Krüger: „...Doch sie liebten das Leben“. Gefangenenlager in Neubrandenburg 1939 bis 1945, Neubrandenburg 1990, S. 13.

Der slowakische Gefangene Jan Burow erzählt von seiner eigenen Deportation ins Kriegsgefangenenlager im Jahr 1944:

„Wir wurden in Güterwagen verfrachtet. Wir waren in unserem Waggon ca. 40 Gefangene. Die Waggons waren ständig geschlossen und hatten nur ganz kleine vergitterte Fenster. Beim Aussteigen auf dem Bahnhof Neubrandenburg hatten wir das Gefühl, auf Stöcken zu laufen. Erst nach längerer Zeit des Marsches bekamen wir wieder Gefühl in den Beinen.

Sehr streng bewacht marschierten wir bis zum Eingang des Lagers in Neubrandenburg. Dann passierten wir das Tor, an welchem Drahtzäune angeschlossen waren. Dort haben wir lange Holzbaracken gesehen, welche mit römischen Ziffern bezeichnet waren.“

Quelle: Regionalmuseum Neubrandenburg, Signatur: Q-580

Das Lager

Die polnischen Kriegsgefangenen Jan Kowalkowski und Wincenty Bromboszcz berichten über den ersten Winter im Kriegsgefangenenlager Fünfeichen:

„Es war schwer, diesen ersten Winter zu überstehen. Einige hielten diese katastrophalen Bedingungen nicht aus und starben in jenem Winter an Erschöpfung.“

Quelle: Erinnerungen von Jan Kowalkowski, S. 5, in: Archiv des Zentralen Museums der Kriegsgefangenen in Łambinowice-Opole (Polen), Signatur: 1109

„Es gab Tage, an denen mehrere Leichen zum Kriegsgefangenenfriedhof gebracht wurden.“

Quelle: Fragebogen von Wincenty Bromboszcz (30.07.1968), S. 1, in: Archiv des Zentralen Museums der Kriegsgefangenen in Łambinowice-Opole (Polen), Signatur: 227

Denn als die ersten Gefangenen in Fünfeichen ankamen, gab es so etwas wie ein Lager noch gar nicht:

Die polnischen Gefangenen fanden ein leeres Gelände vor, auf dem sie die Wohnbaracken erst errichten mussten. Bis ins Frühjahr 1940 hinein dienten mit dünnen Brettern ausgelegte Zelte als Unterkünfte. Jeder Gefangene hatte nur eine Decke zur Verfügung. Geschlafen wurde auf Stroh. Die Gefangenen froren ständig.

Der katholische Pfarrer der Stadt Neubrandenburg, Karl Fischer (1900–1972), sah mit an, wie der Lagerkommandant Oberst Neumann polnische Kriegsgefangene behandelte:

„Sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, mit unerbittlicher Strenge die Polen dafür zu bestrafen, dass sie Polen waren. Er verhängte unmenschliche Strafen, ließ Gefangene arbeiten bis sie umfielen und erreichte, dass die Zahl der Selbstmorde sprunghaft anstieg.“

Quelle: Karl Fischer: Über Abgründe hinweg. Ein Pastor berichtet, Berlin (Ost) 1963, S. 68.

Trotzdem schafften es die polnischen Gefangenen, die Unterkünfte und Funktionsbaracken zu bauen:

Das Lager war in ein Vor- und ein Hauptlager unterteilt. Das Vorlager bestand aus Postbaracke, Arrestbaracke, Badebaracke und eine Baracke für die Kompanieführer. Im Hauptlager gab es insgesamt 48 Wohn- und Funktionsbaracken, darunter zwei Küchenbaracken, zwei Revierbaracken, eine Handwerkerbaracke, eine Theaterbaracke und eine Kantine. Der Rest waren die Unterkünfte der Kriegsgefangenen.

Flucht und Strafe

Der slowakische Kriegsgefangene Jan Burow erinnert sich an jede Menge Fluchtversuche aus dem Lager:

„Ausbruchsversuche waren bei dieser Menge von Gefangenen an der Tagesordnung. Die meisten wurden dabei erschossen oder bekamen einen elektrischen Schlag am Zaun, der an das Stromnetz angeschlossen war.“

Quelle: Regionalmuseum Neubrandenburg, Signatur: Q-580

Fluchtversuche endeten meist mit Tod oder Bestrafung:

Bekannt ist, dass die Wachmannschaften von Herbst 1939 bis Frühjahr 1941 mehrere polnische und französische Gefangene bei ihren Ausbruchsversuchen erschossen haben. Zur Verhinderung von Fluchten ordnete der Lagerkommandant Oberst Neumann an, auf alle Personen zu schießen, die sich nach Einläuten der Nachtruhe außerhalb der Baracken aufhielten. Die meisten Fluchtversuche wurden jedoch aus den Arbeitskommandos unternommen, weil die Bewachung dort Lücken aufwies. Wurde ein flüchtiger Gefangener wieder aufgegriffen, wurde er mit Arrest bestraft. Franzosen wurden dabei nachsichtiger behandelt als zum Beispiel Polen oder Jugoslawen. Sowjetische Flüchtlinge wurden ohne Vorwarnung erschossen.

Wurde ein Flüchtiger gefasst, wurde er für einige Tage, Wochen oder sogar Monate in die Arrestbaracke gesperrt:

Die Strafen verbüßten die Gefangenen in den Zellen der Arrestbaracke. Die Fenster der Baracke waren vergittert, die Gefangenen schliefen auf blanken Brettern ohne Strohsäcke. Darüber hinaus mussten sie mehrmals am Tag zum Appell antreten. Im Winter froren sie noch mehr als in den

übrigen Lagerbaracken, weil jedem nur eine Decke zustand. Auch die Verpflegung fiel geringer aus als bei den übrigen Gefangenen. Einige von ihnen wurden nach Verbüßung ihrer Strafen völlig entkräftet ins Lazarett eingewiesen.

Die Arrestbaracken waren jedoch oft überfüllt. Daher mussten manche Gefangene, vor allem die, die wiederholt eine Flucht versucht hatten, in einer Strafkompagnie zur Arbeit antreten:

Eine noch härtere Bestrafung stellte die Einweisung in eine Strafkompagnie dar. Gefangene einer Strafkompagnie wurden schärfer kontrolliert als andere Lagerinsassen und unter Bewachung zu besonders schweren Arbeitseinsätzen im Lager eingeteilt, zum Beispiel zur Beerdigung sowjetischer Kriegsgefangener im Winter 1941/42. Der Pole Jan Kowalkowski wurde wegen des Versuchs, den Arbeitseinsatz zu verweigern, 1941 einer Strafkompagnie zugeteilt. Er erinnert sich, dass er in der Strafkompagnie nicht nur Hunger litt, sondern auch Erniedrigungen und Schikanen über sich ergehen lassen musste. Zusammen mit den anderen Sträflingen musste er acht Stunden am Tag Fäkalien aus den Latrinen in großen Marmeladenbüchsen auf ein paar hundert Meter entferntes Feld tragen.

Quelle: Erinnerungen von Jan Kowalkowski, S. 17f, in: Archiv des Zentralen Museums der Kriegsgefangenen in Łambinowice-Opole (Polen), Signatur: 1109

Der serbische Kriegsgefangene Milan Derović wurde am 2. April 1943 hingerichtet. Ihm wurde zur Last gelegt, während seines Einsatzes in einem landwirtschaftlichen Arbeitskommando ein Hufeisen in einem Getreidebündel versteckt zu haben, wodurch eine vollautomatische Dreschmaschine beschädigt wurde. Nach seiner Verhaftung im Herbst 1942 befand er sich in einer Arrestbaracke des Kriegsgefangenenlagers Neubrandenburg-Fünfeichen (Stalag II A) und wurde am 12. Februar 1943 ohne fairen Prozess von einem Militärgericht zum Tode verurteilt.

Quelle: Deutsche Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen Deutschen Wehrmacht, Berlin

Notdurft und Erniedrigung

Die zehn Latrinen des Lagers befanden sich am Ende der Lagerstraße und waren durch ihre Bauform auffällig:

Von den französischen Kriegsgefangenen wurden die Toiletten als „kleine Schlösser“ bezeichnet, weil sie im Gegensatz zu allen anderen Gebäuden im Lager aus zwei Stockwerken bestanden: Unten befanden sich die Behälter mit Fäkalien und im sogenannten Obergeschoss, das über eine Treppe zu erreichen war, befanden sich die Toilettensitze.

Da es kein Abwassersystem gab, mussten die Latrinen von Gefangenen geleert werden; eine unbeliebte Aufgabe. Die deutsche Lagerleitung nutzte dies zur Schikane bestimmter Gruppen von Gefangenen:

Das Entleeren der Latrinen war eine besonders erniedrigende Aufgabe. Das Lagerpersonal zwang daher vor allem Angehörige der französischen Kolonialtruppen zu dieser Arbeit. Die dunkelhäutigen Senegalesen und Marokkaner wurden von ihnen als rassistisch minderwertig angesehen und schikaniert.

Der polnische Gefangene Jan Kowalkowski berichtet:

„Die Lagerleitung setzte besonders großgewachsene farbige Gefangene beim Entleeren von Latrinen und beim Transport von Fäkalien ein. Zehn Mann mussten den Fäkalienwagen ziehen. Angeführt wurde der Wagen von einem zwei Meter großen, mit Fes und rotem Gewand bekleideten Senegalesen.“

Quelle: Erinnerungen von Jan Kowalkowski, S. 10, in: Archiv des Zentralen Museums der Kriegsgefangenen in Łambinowice-Opole (Polen), Signatur: 1109

Doch Rassismus gab es nicht nur unter dem Lagerpersonal. Auch in der Neubrandenburger Zivilbevölkerung gab es viele, die Vorurteile aufgrund der Hautfarbe der Gefangenen hatten:

Unter den französischen Gefangenen befanden sich viele Angehörige der Kolonialtruppen, vor allem Marokkaner und Senegalesen. Als diese Gefangenen in Neubrandenburg ankamen, geriet die ganze Stadt in große Aufregung. Viele Einwohner wanderten zum Lager hinauf, um die dunkelhäutigen Senegalesen und Marokkaner mit ihren Turbanen zu bestaunen. Die Situation erinnerte stark an einen Zoobesuch, weil die Schaulustigen und Gefangenen durch Drahtzäune getrennt waren.

Diese Gefangenen stellten für die Lagerleitung ein Problem dar. Sie konnten sie nicht als Arbeitskräfte vermitteln, da die Arbeitgeber eine große Abneigung gegen dunkelhäutige Gefangene hatten. Lieber nahmen sie keinen günstigen Zwangsarbeiter auf ihren Hof oder in ihre Fabrik, als einen dunkelhäutigen Menschen zu beschäftigen.

Überleben im Alltag

Wie kann man sich eine Wohnbaracke für Kriegsgefangene vorstellen?

In einer Wohnbaracke lebten bis zu 250 Personen. Die Gefangenen wohnten in Stuben, in denen dreistöckige Holzbetten standen. In der Mitte der Baracke waren für alle Personen in der Baracke ein Waschraum, ein Küchenraum und ein Abort, der nur nachts benutzt werden durfte. Tagsüber mussten die Gefangenen eines der zehn Aborthäuschen draußen benutzen.

Ein großes Problem in den Baracken war die Kälte im Winter. Die Gefangenen versuchten sich selbst zu helfen, doch die Lagerleitung erschwerte ihnen oft ihr Leben zusätzlich:

Französische Gefangene berichteten über die große Kälte in den ersten beiden Wintern ihrer Gefangenschaft. Wegen der schlechten Beheizung der Baracken bildeten sich an den Wänden und

Decken der Stuben Eiszapfen. Zusätzliches Brennmaterial zu besorgen war schwierig. Der Lagerleiter Hauptmann Menzel verbot den Franzosen, vom Arbeitseinsatz mitgebrachtes Holz mit ins Lager zu nehmen. „Wir warfen in unserer Verzweiflung das Holz weg“, berichtet der bitter enttäuschte Gefangene Pierre Laberou.

Quelle: Pierre Laberou: Fünzig Jahre! Die Erinnerungen erlöschen nicht, in: Le Lien 384 (Nov. 1994), S. 3, Übersetzung: Heinrich Schilling, in: Stadtarchiv Neubrandenburg 4.03 (NS-Zeit), Signatur: AE 61/15

Weil die Franzosen in ihren Sommeruniformen in Gefangenschaft gerieten, fehlte ihnen warme Kleidung. Pakete mit warmen Sachen aus der Heimat kamen nur mit großer Verzögerung an. Die Wehrmacht verteilte nur wenig Kleidung und Schuhe an die Gefangenen.

Der Hunger war ein weiteres Problem. Viele Gefangene versuchten mit Tauschgeschäften an etwas mehr Essen zu gelangen:

Der Alltag der Gefangenen war von Hunger geprägt. Die verabreichten Nahrungsmengen waren einfach zu gering, um sich davon vernünftig ernähren zu können. Polnische Gefangene waren schon am längsten im Lager und bekamen Lebensmittelpakete aus der Heimat. Sie konnten trotz Verbots Tauschgeschäfte mit Gefangenen aus anderen Ländern machen. So tauschten Franzosen mit den Polen Kleidung, Uhren, Füllfederhalter oder Bilder mit nackten Schönheiten gegen Brot oder Suppe. Doch führte dies auch zu Konflikten zwischen den Gefangenen. So beklagte der damals 20-jährige französische Gefangene Raymond Rastoul:

„Zwei oder drei Schnitten Brot gegen eine Armbanduhr, einen Ring oder eine goldene Halskette – sie haben uns regelrecht geplündert.“

Quelle: Raymond Rastoul an Heinrich Schilling (15.11.1999), in: Stadtarchiv Neubrandenburg 4.03 (NS-Zeit), Signatur: AE 61/25

Amerikanische und britische Gefangene tauschten sogar mit deutschen Wachsoldaten:

Amerikanischen Kriegsgefangenen ging es im Vergleich zu Gefangenen aus anderen Ländern etwas besser. Sie erhielten schon nach wenigen Tagen Gefangenschaft Pakete vom amerikanischen Roten Kreuz. In den Paketen waren Lebensmittel, Seife, Medikamente, Sportausrüstung, Kleidung, Schuhe, Zigaretten und Toilettenartikel. Die Amerikaner konnten sogar Tauschgeschäfte mit deutschen Wachsoldaten machen. Der amerikanische Gefangene James H. Harris berichtet, dass er eines Tages, als er im Freien eine Büchse Sardinen aß, vom deutschen Wachmann Willy Walluscheit angesprochen wurde: „Besser mit Brot“. Harris sagte zu Walluscheit, dass er kein Brot habe. Walluscheit gab Harris dann eine Scheibe Brot und sie teilten sich die mit Sardinen belegte Brotscheibe.

Quelle: James H. Harris an Bruno Skodowski (ohne Datum), S. 4, in: Stadtarchiv Neubrandenburg 4.03 (NS-Zeit), Signatur: AE 61/31

Freizeit und Sport

Im Nordlager wohnten die Kriegsgefangenen in den Baracken nach Nationen getrennt:

Kontakte zwischen Gefangenen unterschiedlicher Nationalität waren im Lager oft schwierig. Nicht nur die unterschiedlichen Sprachen erschwerten die Kommunikation, die Gruppen waren auch durch Drahtzäune voneinander getrennt. Es kam zu Konflikten, da das deutsche Wachpersonal die verschiedenen Nationen unterschiedlich behandelte.

Die Gefangenen besaßen das Recht auf menschliche Behandlung. Es gelang ihnen aber nur in Ausnahmefällen, dieses Recht einzufordern:

In den zahlreichen Außenkommandos, in denen Kriegsgefangene zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden, gab es kaum Gelegenheit zu kulturellen oder sportlichen Betätigungen. Im Lager entwickelte sich aber ein bescheidenes Angebot. Den französischen Gefangenen gelang es, Sondergenehmigungen bei der Lagerleitung zu erwirken. Sie beriefen sich auf das Genfer Abkommen zur Behandlung von Kriegsgefangenen, dem das NS-Regime zugestimmt hatte. Die Deutschen hielten sich jedoch keineswegs daran. Nach diesem Abkommen war zum Beispiel der Einsatz von Kriegsgefangenen zur Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie verboten. Auch war geregelt, dass das Internationale Rote Kreuz und die Schutzmächte der jeweiligen Länder Kontrollen vornehmen und Pakete senden konnten. Außerdem sollten die Nationalitäten zusammenbleiben dürfen.

Die französischen Gefangenen schafften es, ihren Lageralltag ein wenig angenehmer zu gestalten:

Den französischen Soldaten gelang es, eine französische Bibliothek einzurichten. Vor Weihnachten 1942 erreichten sie, dass eine Kapelle eingeweiht wurde, in der die Gefangenen Gottesdienste abhalten durften. Es fanden Theatervorstellungen in französischer Sprache statt. Leider konnten nur wenige Kriegsgefangene anderer Nationen die Vorstellungen verstehen. Aber sie konnten internationale Sportveranstaltungen organisieren. Die Lagerleitung begrüßte das sogar, weil die Gefangenen sich so für den Arbeitseinsatz fit halten konnten. Der Versammlungsplatz diente als Lagersportplatz. Dort fanden Fußballspiele und andere sportliche Aktivitäten statt.

Aber es durften längst nicht alle Kriegsgefangenen an den Sportveranstaltungen teilnehmen.

Der sowjetische Gefangene Wladimir Iwanow erinnert sich: „Es war bitter zuzusehen, wie Franzosen und Engländer Basketball oder Volleyball spielten.“

Quelle: Wladimir Iwanow an das Russische Komitee der Kriegsveteranen (26.10.1994), in: Archiv des Museums deutscher Antifaschisten, Krasnogorsk (Russland), Signatur: 1588/1376

Im Jahr 1944 sollten eigentlich Olympische Spiele stattfinden. Wegen des Weltkriegs fielen sie jedoch aus. Im Kriegsgefangenenlager fanden trotzdem welche statt:

1944, in dem Jahr, in dem eigentlich die Olympischen Spiele gewesen wären, organisierten die Franzosen eine „Lagerolympiade“ mit Leichtathletik-, Basketball- und Fußballwettkämpfen. Einzig den sowjetischen Kriegsgefangenen war es nicht erlaubt, eine Mannschaft aufzustellen.

Der Lagersportplatz erhielt anlässlich der „Lagerolympiade“ 1944 den Namen „Stade Liétaer“. Namensgeber war der berühmte französische Fußballnationalspieler Noël Liétaer (1908–1941), der selbst im Stalag II A inhaftiert war, jedoch bereits im Februar 1941 in einem Arbeitskommando in Rostock an einer Blutvergiftung verstorben war.

Essen

Aus den Aussagen ehemaliger Kriegsgefangener zur Lebensmittelversorgung in Neubrandenburg-Fünfeichen:

1939:

„Es gab pro Tag für fünf Mann ein Brot, manchmal auch statt Brot rohe Kartoffeln. Pro Mann wurde ½ Liter gekochtes Essen, meistens aus Kohl und Kartoffeln bestehend, ausgegeben. Oft gab es dazu eine halbe oder eine kleine Gurke...“

1940/41:

„Die Verpflegung war nicht sehr gut. Es gab vor allem Kohlsuppe. Aber da ich nicht schwer arbeiten musste, ging es...“

1942:

„Die Verpflegung war schlecht. Früh gab es nur Tee, mittags etwa zwei Kartoffeln und eine Art Eintopf, oft bestehend auch aus Brennesseln. Abends erhielten vier Gefangene 1 ½ kg Brot, etwas Wurst oder Fett...“

1944:

„Früh und abends gab es nichts. Wer seine Kaltverpflegung schon mittags aufaß, hatte dann nichts mehr. Das warme Essen machte nicht satt...“

1945:

Eine Ausnahme bildete zum Kriegsende die Verpflegung der britischen und der US-amerikanischen Kriegsgefangenen. Zwar waren auch ihre Essensrationen gering, aber sie bekamen trotzdem mehr als andere Kriegsgefangene.

Quellen: Regionalmuseum Neubrandenburg, zusammengestellt aus verschiedenen Quellen

Der US-Amerikaner James H. Harris, seit Dezember 1944 im Stalag II A, berichtet:

„Nach ca. zwei Wochen in den Unterkünften, erhielten wir sogenannte ‚Rot-Kreuz-Pakete‘, zehn Pfund, wöchentlich zwischen zwei Mann zu teilen. Als wir die Pakete erhielten, gaben wir den Russen im Nachbarlager unsere Suppe und einige von unseren Kartoffeln. Soweit ich mich erinnere, enthielten die Pakete ein Päckchen Backpflaumen oder Rosinen, eine Büchse Sardinen oder Lachs, harte Biscuits, Schokoladenriegel, Rindfleischkonserven, eine Büchse Margarine, Kaugummi, Toilettenpapier und vier oder fünf Schachteln Zigaretten.“

Quelle: James H. Harris an Bruno Skodowski (ohne Datum), in: Stadtarchiv Neubrandenburg 4.03 (NS-Zeit), Signatur: AE 61/31

Sowjetische Kriegsgefangene

Jeder neuangekommene Kriegsgefangene musste nach seiner Ankunft dieselbe Prozedur durchlaufen:

Nach der Ankunft legte die Lagerkommandantur für jeden Gefangenen zwei Karteikarten an, mit Personalangaben, Kontrollfoto und Fingerabdrücken. Danach führten die Wachmannschaften sie zur Desinfektionsanlage. Dort konnten sie oft nach Monaten das erste Mal duschen und ihnen wurden die Haare abrasiert. Danach erfolgte die Kennzeichnung der Kleidung, zunächst ein rotes Dreieck, ab 1944 auf der Uniformrückseite mit schwarzer Farbe die Bezeichnung „Krif“ (= Kriegsgefangener).

Es war verboten, mit den sowjetischen Kriegsgefangenen Kontakt aufzunehmen. Der Slowake Jan Bukow tat es trotzdem und schildert diese Begegnung:

„Zuerst habe ich mich bei ihm über die Lage erkundigt und mich beklagt über die für einen Menschen unerträglichen Bedingungen. Er hat mir geantwortet: Warum weinst Du, was ist und was mit Euch sein wird? Ihr könnt Euren Kopf unter einem Dach verstecken und außerdem wird der Krieg nicht mehr lange dauern. Als wir an diesem Platz angekommen sind, gab es hier nur Himmel und Erde. Was hier steht, haben wir erst alles aufgebaut. Wir haben in der Nacht wie Küken mit den Köpfen zusammen geschlafen. Gegessen haben wir stehend oder kniend, mit hochgeschlagenem Kragen. Morgens, wenn wir aufgewacht waren und weitergeschoben wurden, stellten wir fest, dass mindestens aus jedem Haufen einer fehlte. Derjenige, der dort gestorben ist, hat sich nicht bewegt und ist nicht mehr aufgestanden. Solche Lage war Alltag...“

Quelle: Regionalmuseum Neubrandenburg, Signatur: Q-580

Aus dem Kriegstagebuch von Ernst Krüger, der als Dolmetscher für Serbokroatisch arbeitete und über die sowjetischen Kriegsgefangenen im Jahr 1941 Folgendes notierte:

„Die Unteroffiziere Gölzer und Meier misshandeln kriegsgefangene Russen unmenschlich.“ Zum Beispiel bei der Essenausgabe: „Sie mussten dann in Kniebeuge ihre Essenschüssel halten, bis sie umfielen.“ Oder beim Toilettengang: „Ein russischer Soldat sitzt auf der Latrine. Ein deutscher Soldat sagt ihm auf Deutsch etwas, das der Russe nicht versteht. Er sticht ihm das Bajonett in das

Oberbein, kommt hinten wieder raus. Im Revier klebt man dem Russen Heftpflaster auf die zwei Wunden. Dann schickte man den Russen auf ein Arbeitskommando. Vor Schmerzen hängte er sich auf.“

Quellen: Kriegstagebuch von Ernst Krüger (Eintrag 1941) und Vernehmungsprotokoll Ernst Krüger (10.08.1960), in: Staatsarchiv Hamburg 213-12 (Staatsanwaltschaft Landgericht – Nationalsozialistische Gewaltverbrechen), Signatur: 0495/001

Anfang Oktober 1941 kam es zu „Aussonderungen“ von sowjetischen Soldaten, die man für Partei- und Staatsfunktionäre, für Politikommissare oder für „fanatische Kommunisten“ hielt, dazu „alle Juden“: Sie wurden ins KZ Oranienburg/Sachsenhausen gebracht und dort ermordet.

Im Winter 1941/1942 arbeitete der Franzose Pierre Laberou im Leichenkommando. Er schrieb über die zahlreichen Todesfälle vor allem unter den sowjetischen Kriegsgefangenen:

„Die Massengräber befanden sich am Waldrand hinter dem Friedhof; sie waren ziemlich ungenau ausgerichtet. Wir hoben Gräben von etwa 2 Metern Tiefe aus. Die Russen starben an Unterernährung und Typhus zu etwa 50 am Tag. Die Leichen wurden auf einen von einem deutschen Soldaten geführten Wagen geladen. Die Toten wurden dann in die Gräber ausgekippt. Darüber wurde Chlorkalk geworfen und dann abgedeckt. Bei minus 34 Grad waren die Leichen gefroren.“

Quelle: Pierre Laberou: Fünzig Jahre! Die Erinnerungen erlöschen nicht, in: Le Lien 384 (Nov. 1994), S. 2, Übersetzung: Heinrich Schilling, in: Stadtarchiv Neubrandenburg 4.03 (NS-Zeit), Signatur: AE 61/15